

Die neue Welt

Nr. 20

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Aus dem Leben des Arno Strozzi.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

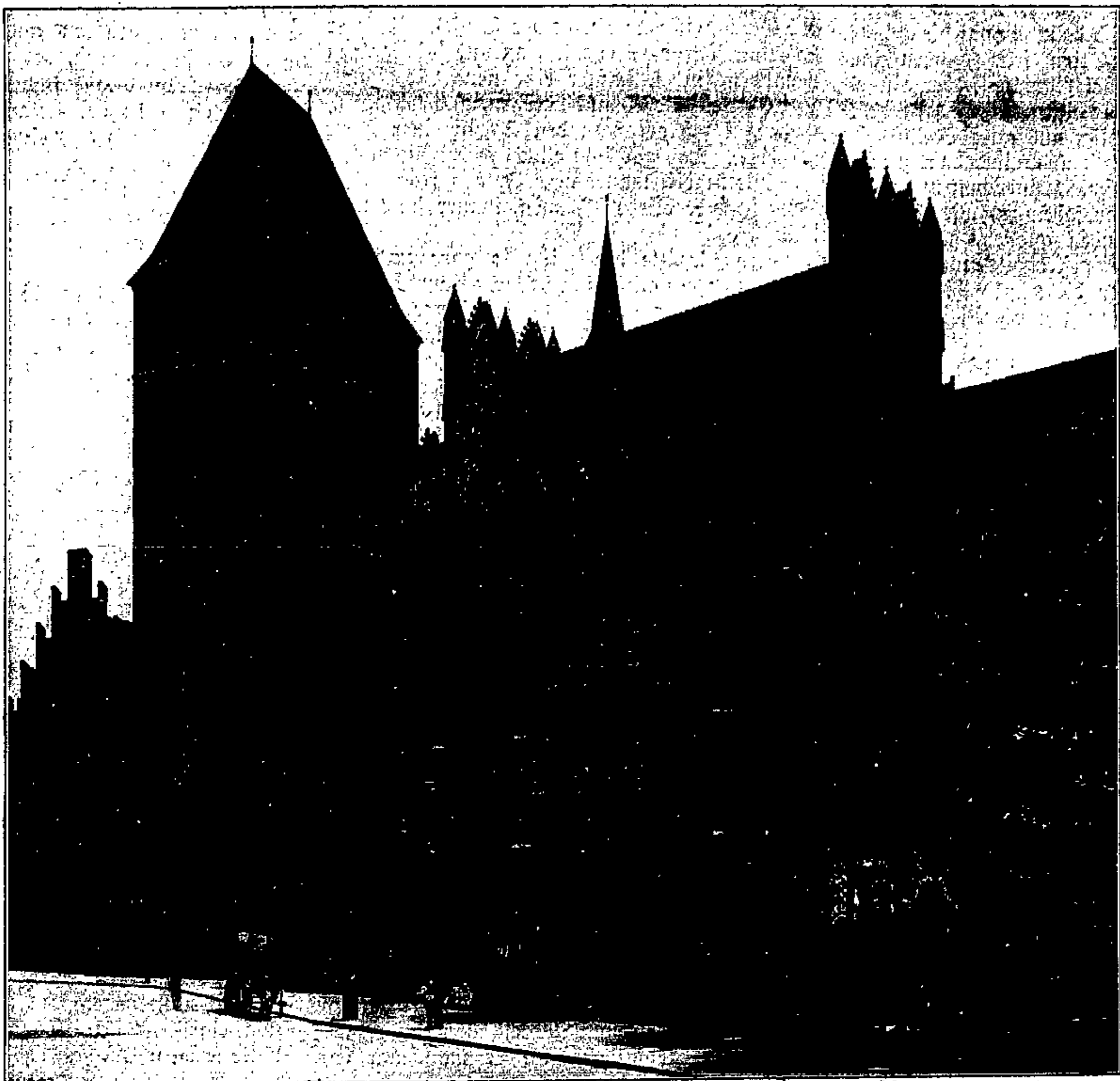
Als Arno Strozzi zu uns ins Atelier kam, war er noch sehr jung. Und wir waren es mit ihm. —

Es gibt Tage, die voller Erwartung sind. Es sind die frühen Tage des Frühlings, die dem Winter enteilen, und die späten Tage des Sommers, die zum Herbst streben. Die Schatt'en sind so flüchtig und sinken nie in ihr tiefstes Dunkel, und das Licht ist matt und findet seine volle Gelle nicht. Es ist eine Unruhe, die verlangt, und es ist ein Verlangen, das sich nach Ruhe sehnt. Vor der Tür steht die Erfüllung, wenn die Wände uns umschließen, und durch die Tür tritt sie ein, wenn wir aus ihr treten. Erfüllung aber ist immer nahe, wir erreichen sie nur nicht, und sie quält uns, daß sie sich wohl zeigt, aber nicht erkennen und festhalten läßt. Sie ist zu frühe, und wir sind zu spät — sie ist zu spät und wir können sie nicht erwarten. Sie ist in der großen Halle oder in der vollen Ruhe, und sie fehlt den Tagen des Frühlings, die aus dem Winter streben, wie den Tagen des Sommers, die den Herbst erwarten.

In einem solchen Tage kam Arno Strozzi. Er trat wie ein Suchender, zag und fast ängstlich, in unser Atelier und stand in dem bleichen Morgenlichte, in dem sich schon der Glanz der Gelle kündete mit tausend Fragen in den dunklen Augen, scheu und vornehm und mit dem gemischten Ausdruck von Freude in den Zügen, daß er da sei, und von Beklemmung, daß er ge-

kommen sei. Nach ein paar Augenblicken richtete er eine Frage an den Nächststehenden, in einem Französisch, das viel mehr italienisch war, und da wir das Wort „maestro“ verstanden hatten und unseren Meister nie mit seinem Namen, sondern kurzweg „Meister“ nannten, so war es nicht schwer für uns, seinen Wunsch zu erraten, und wir wiesen ihn nach der Seite hin,

wo unser Meister einen Granitblock bearbeitete. — Strozzi stand ihm rasch gegenüber, denn der Meister kam eben hinter seinem Block hervor. — „Ah, der kleine Maestro Strozzi!“ begrüßte er ihn. „Ich habe Sie schon die ganze Woche erwartet. Sie sind allein? Ist Ihr Vater nicht mit hier? Was arbeitet er eben? Hat er das Grabmal für den Kardinal vollendet? O, es ist wunderbar, Monsieur Strozzi, wunderbar! Werden Sie ein Meister wie Ihr Vater!“ Der junge Strozzi wußte nichts zu antworten. Er verstand wohl auch kaum das Französisch, womit ihn unser Meister in seiner raschen Art überschüttete. Dann legte der seinen Arm über Strozzi's Schultern, und indem er ihn an einen freien Tisch hinführte,



Das Märkische Museum in Berlin.

sagte er zu uns: „Der junge Arno Strozzi, Ihr neuer Freund, meine Herren!“ Und zu Strozzi: „Hier ist Ihr Tisch und hier ist Ton — und hier — und hier —“ er zeigte auf, alles, was zur Arbeit nötig war und bereit lag. „Nun arbeiten Sie, Strozzi, machen Sie, was Sie wollen, Blisse, Melief, ganze Figur, Architektur. Es ist mir gleich. Es darf nur Ihnen nicht gleich sein. Machen Sie das, was Ihnen am nächsten liegt. Machen Sie das, was Ihnen in die Hände springt. Man muß immer erst wissen, was das Stärkste in einem ist. Nur darin findet man sich. Es sind alles arme Teufel, die sich nie finden. Manche haben freilich nie gesucht. Suchen Sie, suchen Sie sich, lieber Strozzi.“

Damit ging er weg und ließ den Italiener mit seinem Tonklumpen allein, und gleich danach klangen seine scharfen Meißelschläge wieder auf den Granit.

Wir schielten alle nun von unserer Arbeit weg nach dem neuen Genossen hin, ein wenig neugierig, aber mehr noch ein wenig schadenfroh. Denn wir dachten, daß wir ihn doch alle überlegen seien, auch wenn er schon Kenntnisse mitbringe. Und wir waren ja auch einmal so vor den Ton gestellt worden, hilflos, uns selbst überlassen, um uns selbst zu suchen, und wir wußten ja noch alle gut, wie verlassen wir uns dabei vorgekommen, einfüchtig und vor uns selbst lächerlich, und wie wir am liebsten davon-gelaufen wären.

Aber wir sahen bald mit anderen Augen. Da stand der junge Strozzi vor seinem Ton, ließ ein wenig den Kopf sinken, das Kinn auf die Brust, die Augenlider gesenkt — eine kleine Weile ganz versunken, verloren —, so hatte keiner von uns je dagestanden, wir hatten gleich zugegriffen — dann den Kopf ein wenig höher —, wir setzten mit unserer Arbeit aus und hielten fast den Atem an — und dann einmal die Hände an die Schläfen, die Stirn fest zwischen die Hände gepreßt. Michael Goujanoff, der Russe, sagte: „Achtung, wie eine Mähe vor dem Sprung!“ — und richtig, aus aller Schläffheit und allem Zuhalten heraus einen plötzlichen raschen Griff in den Ton. Keiner von uns setzte seine Arbeit fort. Wir sahen zu, wie ihm die Formen aus den Händen quollen, ganz leise, ganz leicht, als ob sie gestreichelt und gelockt würden, und wir sahen die Hände, die Finger, die immer geschmeidiger, schlanker, feiner wurden, wie sie bildeten.

Dann bemerkte der Strozzi, daß wir seine Zuschauer waren.

Er stand da, wie ein ertapptes Kind. Er sah uns groß an, und der Ton fiel ihm aus den Händen.

Wir begannen, uns an unsere Plätze zurück-zusetzen und die Arbeit wieder aufzunehmen.

Da rief der Meister hinter seinem Steinblock: „Nun, Maestro Strozzi, haben Sie angefangen?“

Und gleich froh er selbst hervor und stand an dem Tisch des Neulings.

Verlegen schaute der ihn an. Er wurde rot bis in die Wurzeln seiner Haare. Dann schlug er die Augen nieder.

Der Meister sagte nichts. Er legte nur einmal seine Hände zusammen, wie er immer tat, wenn ihn etwas tiefer berührte, und dann tippte er dem armen Strozzi auf die Schulter und ermunterte ihn: „Fahren Sie fort, mein Freund!“ Unsere Meißel klangen wieder. Strozzi aber machte an diesem Tage nichts mehr.

Und dann war er gegangen, und es war uns, als hätten wir ihn nicht gehen sehen. Er hatte es leise und schon getan.

Strozzi hatte nun sein Ansehen bei uns. Von den ersten paar Stunden an, da er in unserem Atelier war; aber noch mehr seit dem zweiten und dritten Morgen.

Wir waren alle ein wenig leichte Vögel. Wir kamen bald mal früh, bald mal spät ins Atelier, wie wir das wollten. Je nachdem wir Lust zur Arbeit hatten, oder eigentlich, je nachdem der Abend vorher oder vielmehr die Nacht verlaufen war. Und der Meister sagte nichts dazu. Es war sein Prinzip, das er oft aussprach: „Kunstarbeit ist nicht Schul- oder Bureauarbeit. Da kann man nicht kommandieren. Und das Kommandieren hilft auch nichts. Ideen stellen sich nicht auf Befehl ein. Das können immer nur Leute meinen, die nie welche haben. Der Künstler ist kein Handwerker. Oder, wenn er immer so im gleichen Trab arbeitet und sein Tägliches so mechanisch heruntergeschuftet, so ist er eben ein Handwerker. Der Fleiß muß aus der Kunst kommen, nicht die Kunst aus dem Fleiß.“

„Ich kann auch nicht alle Tage — und auch nicht immer im gleichen Maße arbeiten,“ sagte der Meister ganz offen von sich selbst.

Wir mißbrauchten diese Freiheit nicht. Wenn's galt, schafften wir wie die Feinde. Wir holten rasch und leicht und gern alles Versäumte nach. Und schließlich war es ja auch kein Versäumnis. Wir hatten ja gelebt in der faulen Zeit.

So war einer der ersten Abende nach dem Eintreffen Strozzi's ein Festabend für uns gewesen, wie wir sie manchmal auf die eine oder andere Weise veranstalteten. Diesmal hatte uns Michael Goujanoff zu sich eingeladen. Auch Strozzi hätte er gern bei sich gehabt. Aber während der Arbeit hatte er es ihm nicht sagen können. Und nach ihr war Strozzi immer fort gewesen, ohne daß wir sein Fortgehen bemerkt hätten. Er ging früher als wir, wenn wir tüchtig beschäftigt waren, wie er auch früher kam.

Goujanoff war ein armer Teufel. Aber er hatte die seltsame Art, die man nur bei wenigen Menschen findet, immer eine neue Möglichkeit zu entdecken, die Armut verbarg, und wußte im Gegenteil sich geradezu den Schein einer Fülle zu geben. Das gab ihm etwas Geheimnisvolles.

Nie begriff man ganz. Immer fragte man sich. Immer blieben Fragen, immer fand man Rätsel.

Man konnte durch ihn so ganz und gar abseits von der alltäglichen Welt geführt werden. Das gab noch zum Rätselhaften seiner Persönlichkeit etwas Dunkles. Man hatte tausend Erstaunen und tausend Fragen, tausend Antworten und tausend Zweifel. Man witterte etwas von geheimen Verbindungen, die das Licht des Tages scheuen mußten. Indem man nach seinen Quellen suchte, verfiel man auf Gedanken von Spionage und Verbrechen, von einem unheimlichen Handwerk, das die Weltstadt braucht, um Nutzen zu ziehen, und den Ausländer, um verborgen zu bleiben.

Das war eine Erklärung wohl, aber sie gab keine Gewißheit. Denn sie war schließlich selbst doch nichts anderes als eine Vermutung.

Manchmal wurde uns das Ungewisse direkt zur Qual, und wir beschloßen dann, Goujanoff anzugehen und Rechenschaft von ihm zu fordern. Wir fürchteten, in Verbindungen gezogen zu sein, von denen wir nichts ahnten und die uns eines Tages in die größten Schwierigkeiten bringen könnten.

Dann sahen wir uns wieder Goujanoff an. Er war ein viel zu guter Kerl, eine viel zu ehrliche Haut, um so schlecht sein zu können, wie wir von ihm dachten. Er war uns allen, jedem von uns in jedem einzelnen Falle, immer ein treuer Freund gewesen, und er hatte nie, auch nur im geringsten, als Freund versagt. Und wir dachten, daß wir ihm bestimmt unrecht täten.

„Aber Reichtümer, die er manchmal hat, direkt Reichtümer?“

„Es sind gar keine, wenn man recht dahinter sieht,“ meinte einer dagegen.

„Und sein ganzes Wesen, diese nervöse, feine Art? Das Verschleierte, das Ueberraschende, das Alte manchmal, als habe er ein langes Leben hinter sich? Und dies Vorschauende, das Einbringen in Menschen und Dinge, dies Ahnende, diese Kenntnis von verborgenen Beziehungen, von Seellichem zu Seellichem, und der Einfluß, den er üben kann?“

„Das ist das Russische!“ antwortete darauf ein anderer.

Wir waren noch alle junge Leute, Suchende, die ihre Lichter hoben, um ins Leben zu leuchten.

Da war immer einer, der auch aus nächster Nähe und uns zurief: „Zu Goujanoff, zu Goujanoff, Kinder! Ihr verredet die gute, schöne Zeit, und es wird zu spät! Auf!“

Dann gingen wir zu Goujanoff.

Er verstand es wieder, uns in Ueberraschungen und Merkwürdigkeiten wie in einem Märchen von Tausend und eine Nacht zu führen. Schon gleich seine Bude hatte er danach eingerichtet. In der Ecke die heilige Jungfrau, über ihr die rote Ampel. Kerzen rings an den Wänden. Seltsam glühende Leuchter — wie aus altem Email, mit Perlmutter- und Edelsteineinlagen. Der Tisch mit roter Seide behängt. Auf dem weißen Tischtuch seltsame Gefäße — große, plumpe Krüge, feine Schalen, schlank Kelche. Hier ein feines Stilet, hier eine grobe Klinge, da der ziselirte Dolch, da ein Kurzschwert in getriebener Scheide, alles wie zufällig über den Tisch hingestrent. Und daneben und dazwischen Blumen, in hohen Vasen, in breiten Kannen, um Kelche geschlungen, einzeln und in Büscheln zwischen den Gefäßen und Geräten über den Tisch verteilt. Der Wein in einer metallenen Kanne, getriebene, alte Arbeit. Und er duftete. Wirklich duftend war der Wein. Fremde Gerüche waren ihm beigegeben, aus Schärfe und Süße gemischt, schmeichelnd, betäubend.

Der Samowar sumnte, und aus der Schale eines hohen, schlanken Dreifüßers stieg ein dünner Rauch aus einer leisen Glut. Feine Kräuter braunten da.

Ueber allem die flackernde Kerzenhelle, um alles die schwankenden Schatten. Wechselnde Reflexe, phantastische Konturen.

Und Goujanoff in langen, schwarzem Talar, schweren Stiefeln, die Persianermütze auf, den Dolch im Gürtel.

Alle Fragen wurden wieder lebendig in uns. Ich glaube, wir fürchteten uns sogar ein wenig.

Goujanoff stellte uns um den Tisch. Dann trat er an das Räucherbecken und hielt eine russische Ansprache, die wir nicht verstanden, ernst und feierlich.

Wir hörten stillschweigend zu, kein leises Nühren und Bewegen. Es war ganz still. Man hörte nur die Stimme Goujanoffs, das Knistern der leisen Glut und — unseren verhaltenen Atem in leichten Zügen.

Als er geendet hatte, lud er uns mit einer Handbewegung zum Niedersitzen ein.

Die Beklemmung lag noch auf uns, und unsere Gesichter mögen sie komisch genug gespiegelt haben.

Da lachte Goujanoff hell auf.

„Nun laßt's Euch gut schmecken, Kinder, und laßt Euch durch den Fokus nicht schrecken. Das Leben besteht nicht nur aus dem, wie es ist, sondern auch aus dem, was man daraus macht. Das ist eine große Weisheit. Ich bin gerade zwanzig Jahre und drei und sage sie Euch. Schade, daß wir den jungen Strozzi nicht haben finden können — ich hatte ihm eigentlich den Abend widmen wollen. Er hätte sehen sollen, daß das Leben nicht nur Baum und Blüte und Luft und Sonnenschein und Berg und Tal und Vieh und Menschheit hat, sondern auch Dinge, die in dem und über dem

und außer all dem ihm eigen sind und doch fremd; von uns in sie, in das Leben hineingelegt, so daß sie dann wieder aus ihnen und aus dem Leben auf uns wirken. Ja, mächtig sind, mächtig sein können. Ich will sagen: Dinge, die dem Leben nicht ursprünglich und sachlich gehören, die wir aber in das Leben hineingeführt haben, von dem Augenblick an, da wir uns bewußt geworden sind, daß wir fühlen. Da fingen wir an, an uns selbst herumzutasten, und da haben wir an geheime Schwellen und Pforten getastet. Es trat etwas an uns und in uns, das in uns allen wirkt, ohne daß wir sagen könnten, was es sei. Wir haben mit dem Geheimnis gespielt, und das Spiel ist ernst geworden. Es hat Macht und Wirkung erhalten. Es ist Religion und Skult und Mitas, Feier, Verehrung und Bestimmung geworden. Es hat einen Ring um uns gezogen, Minge. Um jeden einzelnen und um uns alle. Und je nachdem sich Minge berühren oder sich schneiden oder ohne sich zu treffen ineinander ruhen, formt sich unser Schicksal, für uns, für andere und durch andere. Seine Ursachen, seine Zusammenhänge und seine Wirkungen, sein Verborgenes und was aus Licht tritt, das Gegenwärtige und das Zukünftige glauben wir in diesem System finden und erklären zu können. Ja, wir gehen darin noch weiter und lassen uns alles Ungewisse gewiß in ihm werden. Gebete und Feiern und heilige Handlungen sollen in diese Minge eingreifen — oder sie sollen uns Augenblicke schenken, in denen die ewigen Lebenskreise uns nicht mehr schrecken, in denen wir eins mit ihnen werden, gelöst und erlöst.“

Solches und anderes trug uns Michael Goujanoff vor, und wir wußten anfangs nicht, ob es ein tiefer Ernst sei oder ein Scherz, der sich mit dem Unheimlichen maskierte.

Aber schließlich gewannen wir Geschmack daran. Der Künstler in uns kam zum Durchbruch, und wir gaben uns willig der Stimmung hin und waren alle sehr gute Medien für diese Suggestionen. Einige von uns fanden besonderen Gefallen an ihnen und genossen bewußt, andere verloren sich ganz und waren gefangen genommen und hingerissen. Sie delirierten im Geheimnisvollen. Und wir blieben die ganze Nacht beisammen.

„Der junge Strozzi muß fühlen, daß wir seinen Eintritt in unseren Lebenskreis feiern“, sagte Goujanoff gegen Ende des Zusammenseins. „Um ihn schweben die neuen Minge seines Schicksals, die mit den unseren zusammenklingen. Er fühlt ihr Klängen, wie man Flügel fühlt, deren Rauschen man von fern hört. Er lauscht. Er wird Stimmen lauschen, die er nie vernommen. Sie künden vom Wesen der Dinge und von seinem Wesen. Er ist auf der Suche nach sich. Und ich glaube, er hat vom rechten Blute, das auch im Irren sich bewährt. Was bei uns die Nerven ganz allein geworden, das hat noch Bluttrieb in ihm. Wir sind Letzte. Er ist höchstens ein Später. Ein Später von altem Künstleradel. Ihr werdet's morgen sehen.“ Aber das Morgen wurde sehr spät bei uns. Die Sonne stieg schon gegen Mittag.

Auf uns lag es wie Traum und Nebel.

So kamen wir ins Atelier.

Da fanden wir den jungen Strozzi und wurden wach.

Wir kamen ins Atelier und fanden Strozzi vor seinem Ton. Neben ihm stand der Meister mit zeichnerischen Entwürfen in der Hand, die Strozzi zu Hause angefertigt hatte. Sie sprachen beide nicht. Sie sahen zu dem kleinen Tonmodell, das Strozzi geformt hatte. Der Meister sinnend, Strozzi verlegen. Wir drängten uns heran. Der Meister trat auf die Seite, daß wir sehen konnten.

Strozzi wandte den Kopf ein wenig ab.

Da stand seine Arbeit. Ein nicht sehr großes Modell, das es sich gerade noch ohne Drahtgerüst trug. Ein einfaches Brunnenrund — starre, strenge, einfache Form. Nichts als das Rund in seiner ganzen Linie wirksam. Man dachte sich einsam ins weite Feld, man dachte an die Wege der alten grauen Hirten, die sich hier zusammenfanden, die von hier aus wieder zu ihren Weideplätzen zogen. In biblische Zeit fühlte man sich zurückversetzt. Man dachte sich die schwüle Sommernacht, wenn die Hehle ausgetrocknet ist und Gaumen und Zunge lechzen. Man fühlte die Kühle, die aus der Tiefe des Brunnens stieg, und man fühlte seine Tiefe und die Frische des Quells, sein kristallenes Wasser, das kalt-brennend die Lippen neht, ein Segen, ein Geschenk aus ewigen Händen in der weiten, verlorenen, sengenden Nachtlosigkeit.

Und an den Brunnen gelehnt ein Greis. Gelehnt und leicht übergebengt. Ein bärtiger Urnensch. Ein langer, wallender Bart, der ein wenig ins Dunkel des Mundes hinabhing, ein Sirt, ein Patriarch. Ein Wassertrager, der die Quelle fand, dessen Sinne in das Verborgene fühlen, und vor dem offen liegt, was allen anderen verdeckt ist. Der erste, der die Quelle fand und nun, über die Mauerung gebeugt, hinablauscht, hinabwittert, ob aus ewigen Zeiten her noch lebendig sei, was den Urnensch — noch weit, weit vor ihm, der selbst ein Urnensch war — gespendet worden von des Schöpfers eigener Hand.

Strozzi stand abgewandt. Der Blick des Meisters ging von Auge zu Auge. Vom Modell zu uns, von uns zum Modell. Es war ganz still.

In aller Frühe schon war Strozzi ins Atelier gegangen und hatte gearbeitet. Stundenlang allein. Stundenlang lauschend in sich. Wie mochte Tausendfältiges in ihm aufgeklungen sein, Erinnerungen, aus Selbsterlebtem, aus Erzählungen und Werken, Gefühle, die verloren durch seine Seele gezogen waren, wie der leise Morgenwind durch den Hain geweht, verloren, spurlos. Der Morgenwind, der dennoch da und dort eine Blüte zurückgelassen, die die Schwester geküßt hatte und die befruchtet worden war im Kusse — und die dann zu ihrer Frucht reift, wenn der Frühling längst vergessen, der Frühling und sein leiser, heimlicher Morgen.

Was war es viel — ein Brunnenrand und ein Sirt! Und was war es mehr! Wir sagten nichts. Wir fühlten ein Geheimnis. (Fortsetzung folgt.)



Museen.

Von Franz Förster.

(Schluß.)

Wir wenden uns nunmehr den kulturell-geschichtlichen Schätzen unserer Museen zu: den prähistorischen oder vorgeschichtlichen Sammlungen.

Mit dem Auftreten des Menschen beginnt sich ein neues Prinzip im Daseinskampf durchzusetzen: das des außerhalb des Körpers befindlichen Werkzeuges und des durch dieses zum Teil mitbedingten geselligen Zusammenlebens. Zwar finden wir das gesellschaftliche Prinzip schon früher einmal in der Tierwelt — bei den Ameisen und Bienen —, aber da war jene Organisation ohne das sachliche Werkzeug. Vielmehr beruhte es auf organischer Arbeitsteilung, während beim Menschen die Lebensbedingungen durch das außerhalb seines Körpers liegende Werkzeug völlig umgestaltet wurden. Wohl weiß auch der Menschenaffe den Wert eines Steines oder Stodes als Werkzeug zu schätzen, aber er kam nie darüber hinaus. Damit der

Mensch auch, wie Franklin sagt: „das Werkzeugzeug produzierende und verwendende Tier“ würde, dazu bedurfte es des glücklichen Zusammentreffens verschiedener günstiger Umstände in der Umgebung. Das Material und die jeweilige — mehr oder weniger vollkommene — Zweckform des Werkzeuges stehen in engster Beziehung zur gesellschaftlichen Gruppierung der Menschheit. Weiter sind die, mit beiden vorgenannten Faktoren in engster Wechselwirkung stehenden Verhältnisse des Landes und des Klimas, der umgebenden Tier- und Pflanzenwelt, von einschneidender Bedeutung für die Art und Ausdehnungsfähigkeit der Ernährungsmöglichkeiten, welche ja letzten Endes nicht nur das Niveau der menschlichen Kultur, sondern auch das Tempo seiner intellektuellen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung bestimmen.

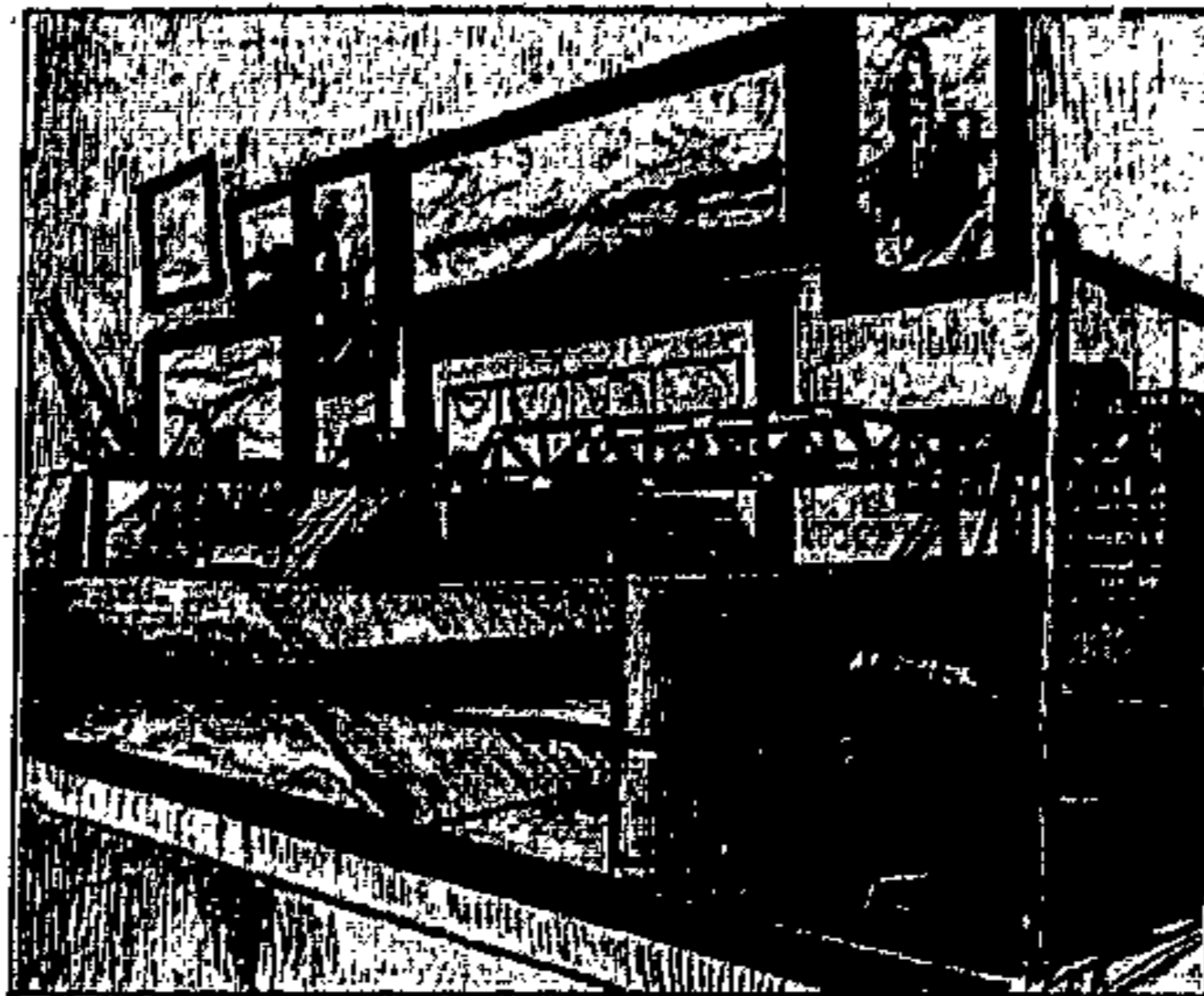
Nun ist der Eintritt der Völker in die einzelnen Perioden der Stein- und Metallzeit verschieden. Als die Völker des Mittelmeerkulturkreises in den Bereich geschichtlicher Ueberlieferungen traten — vor 6000 Jahren —, befanden sie sich erst kurze Zeit in der Metallperiode. Mit der Verwendung des Metalles beginnt ein gewaltiger Aufschwung im Leben der Menschheit. Alle Gegenstände, die mit dem Auftreten des Menschen in kultureller Beziehung stehen und dem Zeitraum vor Eintritt in die überlieferte Geschichte angehören, werden in prähistorischen Sammlungen aufbewahrt. Die Aufstellung ist in der Regel so, daß man in Schränken oder auf Schautischen unzählige Steinteile oder Bronzeteile aneinanderreicht. Der überwiegenden Mehrzahl dieser Sammlungen fehlt eine populäre Ausgestaltung — wie etwa durch graphische Darstellungen, Rekonstruktionen, Erläuterungen und dergleichen —; es muß daher der Beschauer versuchen, sich selbst das nötige Erklärungsmaterial zu beschaffen.

So kommen wir auch zu den Sammlungen, in denen wir die Objekte vorfinden, welche für die Beurteilung des Werdeganges menschlicher Kultur während geschichtlicher Zeiträume in Frage kommen. Bei dem kolossalen Umfang unseres geistigen und wirtschaftlichen Kulturbesitzes war es naheliegend, das gesamte Material nach bestimmten Gesichtspunkten zu sondern. Leider hat bei der Einteilung eine weltfremde Anschauung verursacht, daß nicht nur die Kulturen der Mittelmeervölker, der Ägypter, Assyrer, Griechen, Römer u. a., aus dem, durch unzählige Bande im Zusammenhang stehenden, gesamten Kulturkomplex der Menschheit herausgerissen, sondern daß die Bedeutung dieser Kulturen denn doch zu sehr überschätzt wurden. Diese Abspaltung hatte zur Folge, daß alle übrigen Kulturen der Geringschätzung anheimfielen. Vielleicht entsteht auch uns einmal ein Museum, in dem uns an wenigen, aber passenden Objekten und dergleichen der Typus und die Entwicklungskurven einer jeden, eine Eigenart darstellenden Kultur und Wirtschaftsweise vor Augen geführt werden, wo wir durch Vergleich und Einbeziehung das Wesen einer Kulturepoche leichter denn jetzt verstehen können. Zwar würden so manche religiöse und politische Auffassungen angesichts der dann klarzutage tretenden Tatsache: daß die ökonomische Struktur der Gesellschaft die Basis bildet, auf der sich die gesamte Kultur erhebt, daß die Formen des Rechts, der Moral und der Familie durch den Typus der jeweiligen Wirtschaftsweise bestimmt werden, sehr an Gläubigen verlieren.

Gerade die ethnologischen Wissenschaften und Sammlungen — deren Aufgabe es ist, durch geographische Zusammenstellung aller



Kunstgegenstände (einer Epoche angehörend) im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum.



Darstellung einer Kohlen-Verlade-Anlage im Berliner Verkehrsmuseum.



Lappentager
im Stockholmer Freiluft-Museum „Stanse“.

auf die äußerste Kultur bezüglichen Gegenstände eines Volkes, die Grundlage zu geben, um uns ein Bild über die Wirtschaft, Sitten und Anschauungen des betreffenden Volkes zu ermöglichen — bringen ein eminentes Beweismaterial für den ausschlaggebenden Einfluß der Wirtschaft auf die Kulturentwicklung.

Durch die Abspaltung des Mittelmeerkulturkreises und seine Ueberhöhung sind unsere ethnologischen Sammlungen zu zusammenhanglosen Anhäufungen äußerer Kulturgegenstände sogen. „wilder“ Völker herabgesunken. Denken wir beim Betrachten jener uns kulturfernen Erzeugnisse immer an den Ausspruch F. v. Ruzhans auf dem siebenten internationalen Geographenkongreß: „Die Kultur des sogenannten Wilden ist nicht eine schlechtere wie unsere, sondern nur eine andere.“

Für die Berechtigung dieses Ausspruches sei hier ein kleines Beispiel herangezogen. In der Textilindustrie werden in neuerer Zeit Färbe- und Druckmethoden angewandt, die schon seit langem Eigentum „wilder“ Völker sind. Es müssen jene Methoden für diese Industrie sehr wertvoll sein, denn es ist, nach Lamprecht, eine der bekanntesten historischen Erscheinungen, daß Völker sehr hoher Kultur selbst Einzelelemente niedriger Kulturen schwer aufnehmen; wie auch andererseits Völker mit einer sehr niedrigen Kultur an dem Import sehr hoher Kulturen zugrunde gehen.

Alle ethnologischen Museen sind geographisch geordnet, nur die ethnologische Abteilung des Universitätsmuseums in Oxford, die „Pitt Rivers“-Sammlung macht eine rühmliche Ausnahme. Sie zeigt nach A. S. Mayer, was man dem Publikum neben dem obigen noch weiter durch eine gut durchdachte Aufstellung sagen kann. Diese Sammlung ist übersichtlich und klar nach den Kulturgegenständen eingeteilt. Sie stellt eine Natur- und Stammesgeschichte der verschiedenen Künste und Gewerbe der Menschheit dar. Die Typen der gleichartigen Gegenstände, aus den verschiedensten Gegenden der Erde, sind in Gruppen vereinigt, an denen

man die geographische Verbreitung, die Abänderung usw. sehen kann, aus denen man aber auch weiter Rückschlüsse über die Zusammenhänge und Wanderungen der Menschenrassen selbst zu ziehen vermag. Da sie nun weiter, in aufsteigender Linie vom Ursprünglichen, Einfachen, zum Abgeänderten, Zusammengefügteren angeordnet sind, so läßt sich daran die Entwicklung eines Gerätes, einer Waffe erkennen. Indem auch der vorgeschichtliche Kulturbesitz der zivilisierten Völker, der ungefähr demjenigen der heute auf niedrigster Stufe lebenden Völker entspricht, mit einbezogen ist, lernt man die heute etwa noch vorhandenen bzw. erst aufgedeckten Ueberreste aus jener Vorzeit besser verstehen.

War es bei den ethnologischen Museen schon schwer, ihr Gebiet scharf zu umgrenzen, so erreicht die Verwirrung ihren Höhepunkt bei den sogenannten historischen Museen. Hier finden wir archäologische, technologische und kunstgeschichtliche Dinge bunt durcheinander gewürfelt. Doch es muß gesagt werden, daß verständige Museumsleiter einsehen, daß es so nicht weiter geht.

Beginnen wir mit den archäologischen (Alttertums- und historischen) Museen. Da haben wir gleich zwei Gruppen. Eine Anzahl archäologischer Sammlungen sieht ihre Aufgabe im Sammeln von Kunstdenkmälern u. dergl., vorzugsweise des klassischen Alttertums. Der andere Teil beschränkt sich auf die Gegenstände, welche für die Kenntnis der Vergangenheit des eigenen Volkes von Wert sind. Ausschlaggebend für die Einreihung eines Gegen-

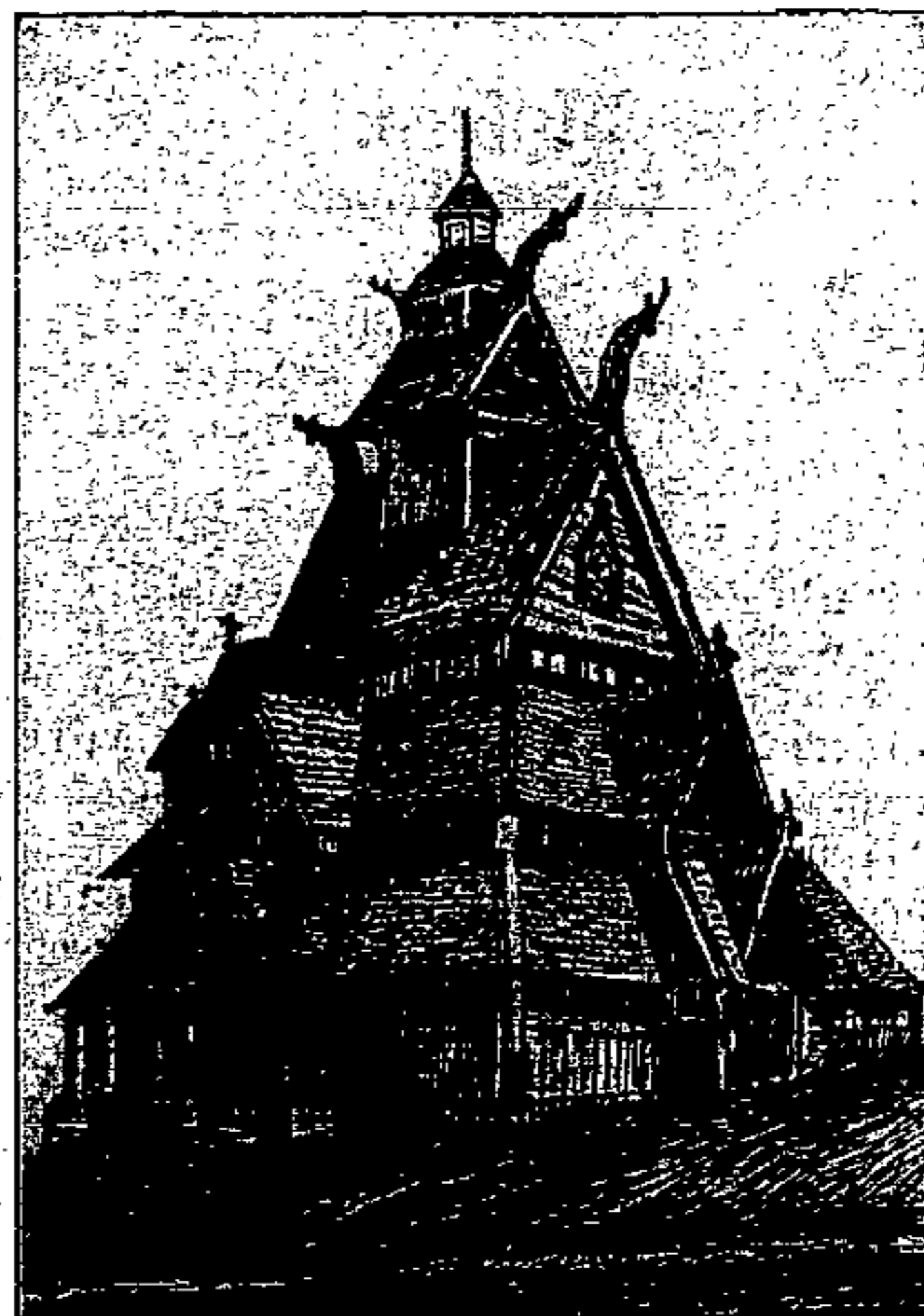
standes in diese Sammlungen ist, daß er nicht nur alt und einer überwundenen Kulturperiode angehörte, sondern uns auch kulturfremd geworden ist. Der eventuelle künstlerische Wert soll nicht für seine Aufstellung ausschlaggebend sein, sondern der Gebrauchswert, der ihm seinerzeit eigen war; ausgenommen: es sind Erinnerungstücke von großem historischen Werte. In der Museumspraxis legte man bisher auf die künstlerische Aufmachung der zu sammelnden Gegenstände eine zu große Bedeutung, was dazu führte, daß man Dinge, die im wirtschaftlichen Leben jener Völker eine wichtige Rolle spielten, hintenan setzte. Es soll aber bei diesen nur darauf ankommen, zu zeigen, welchem Zwecke sie gedient haben, ganz gleich in welchem Material oder Stil oder in welcher Technik sie gearbeitet sind. Mit ihrer Hilfe wollen wir die geschichtlichen Vorstufen unserer heutigen Kultur kennen lernen. Bei diesen Dingen kommt es also nur auf den Gebrauchswert an.

Karl Marx sagt: „Die Geschichte der Menschen sei eine Geschichte des menschlichen Werkzeuges und der diesen Werkzeugen entsprechenden Produktionsform.“ Die äußere Gestaltung eines Werkzeuges u. dergl. wird durch den Zweck, wie auch durch das Material, aus dem es besteht, bedingt. Etwaige künstlerische Ausschmücker spielen eine untergeordnete Rolle und dürfen vor allen Dingen die Gebrauchsfähigkeit des Gegenstandes nicht beeinträchtigen. Ein wie gewichtiges Wort die dem Material innewohnenden Eigenschaften in der Entwicklung der menschlichen Kultur mit-sprechen, haben wir schon gesehen. Läßt doch die Bronze eine ganz andere Anwendungsmöglichkeit zu als der spröde Stein. Ähnlich so verhält es sich mit der Anwendung des Eisens oder gar des Stahles. Weiter muß es sich darum handeln, zu zeigen, zu welchen Formen der Zweck eines Gegenstandes in der Zeit seines Entstehens geführt hat, wie dann bei veränderten Zweck, bzw. verändertem Material, die Formen sich ändern. Diese Erscheinungen können wir besonders bei den historisch-technologischen Sammlungen beobachten, die aber völlig unzureichend in den Mitteln und Methoden, in ihrer heutigen Form sind. Zu dieser Gruppe gehören auch alle Spezialsammlungen, wie Berg- und Hütten-, Post-, Eisenbahnmuseen usw.

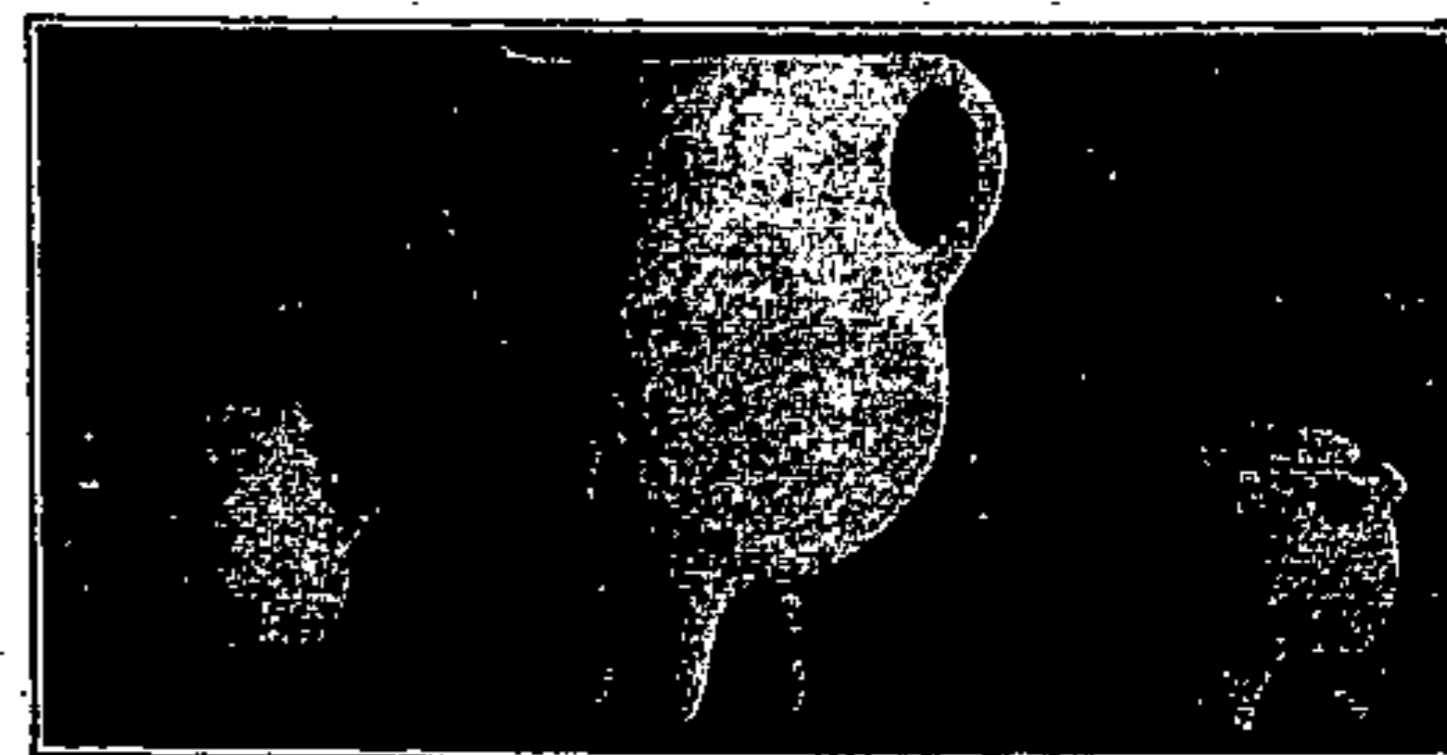
Ein englisches Museum hat eine sehr originelle technologische Abteilung eingerichtet.



Portal des Völscher Museums (Gottland), Bürgermeisterhaus.

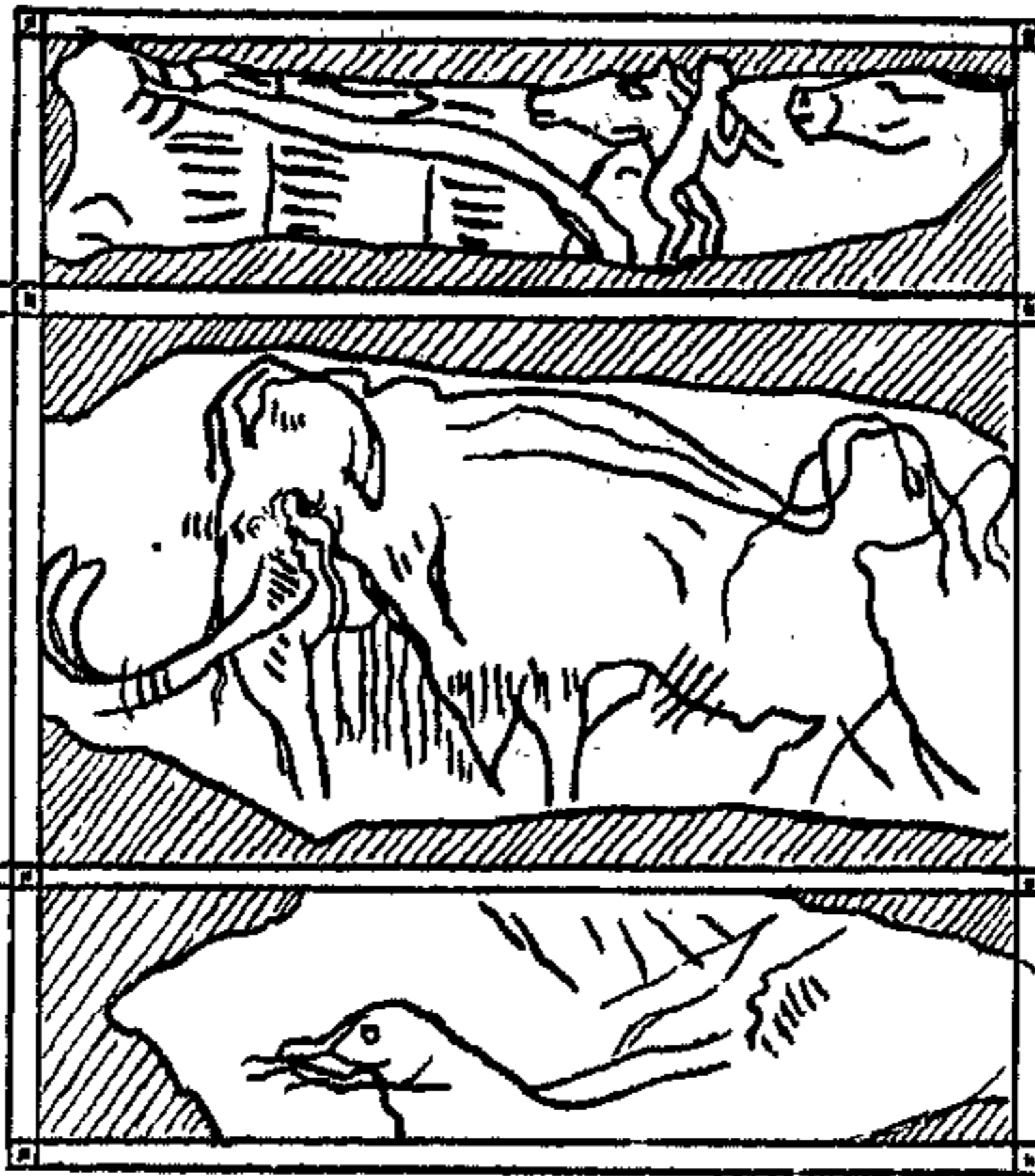


Solzkröche im Stockholmer „Stanse“.

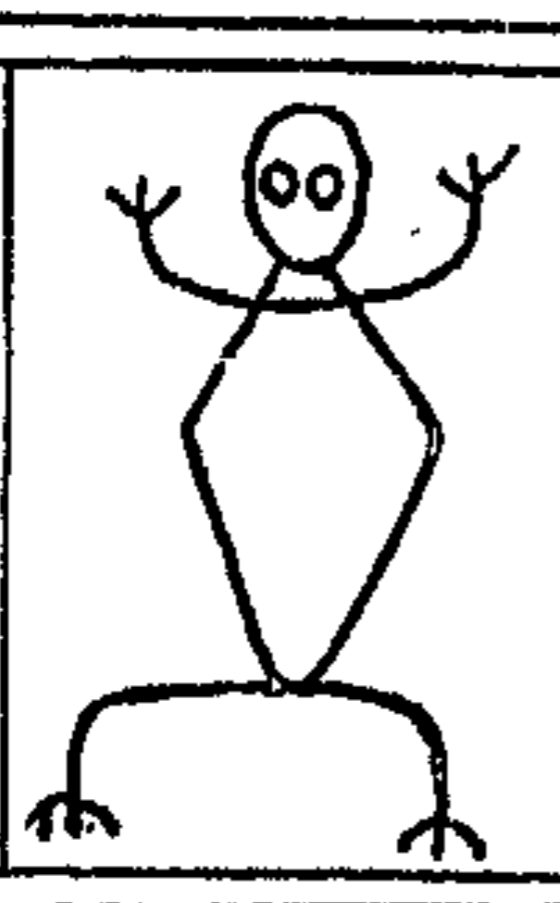
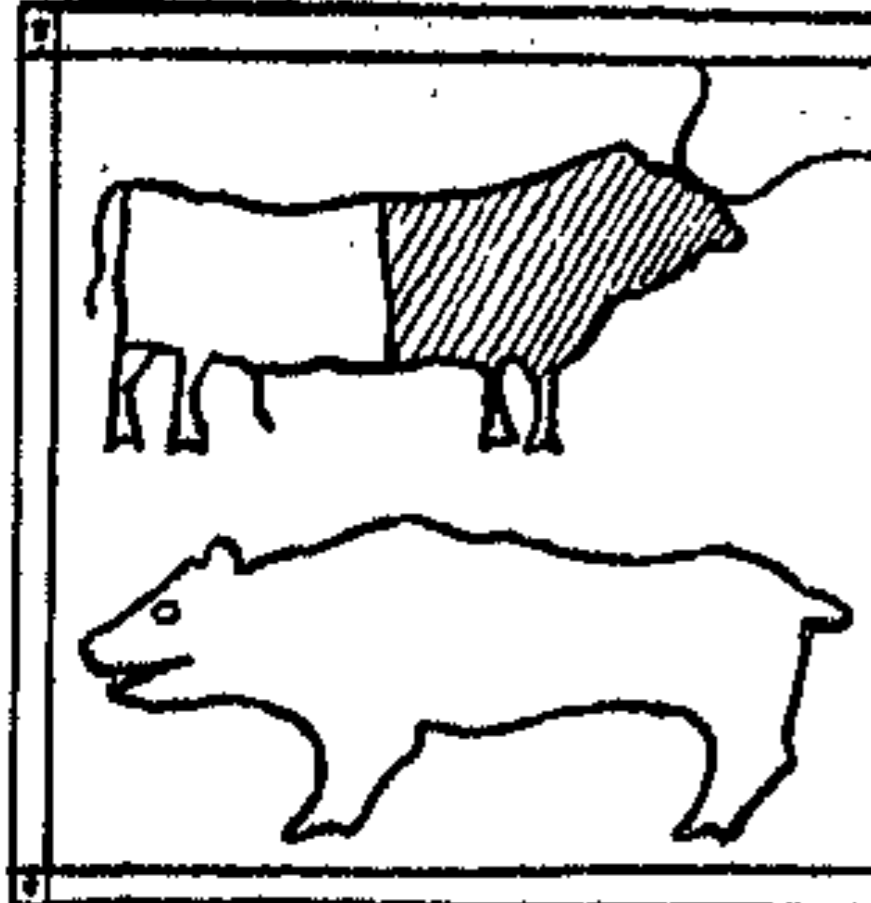


Vorgeschichtliche Tongefäße.

Man zeigt dem Publikum dort Stoffe des Mineral-, Tier- und Pflanzenreiches, ferner chemische Stoffe und Erzeugnisse, praktische Botanik, Modelle und Maschinen. Im An-



gentliche Umformung sucht man den Seltenheitswert des Schmuckes noch zu erhöhen: so entsteht die Plastik. Hieraus entwickeln sich die Umrisszeichnungen. Immer sind es Dinge seiner



Zeichnungen nordamerikanischer Indianer auf Bisonhäute.

Felszeichnung südamerikanischer Indianer.



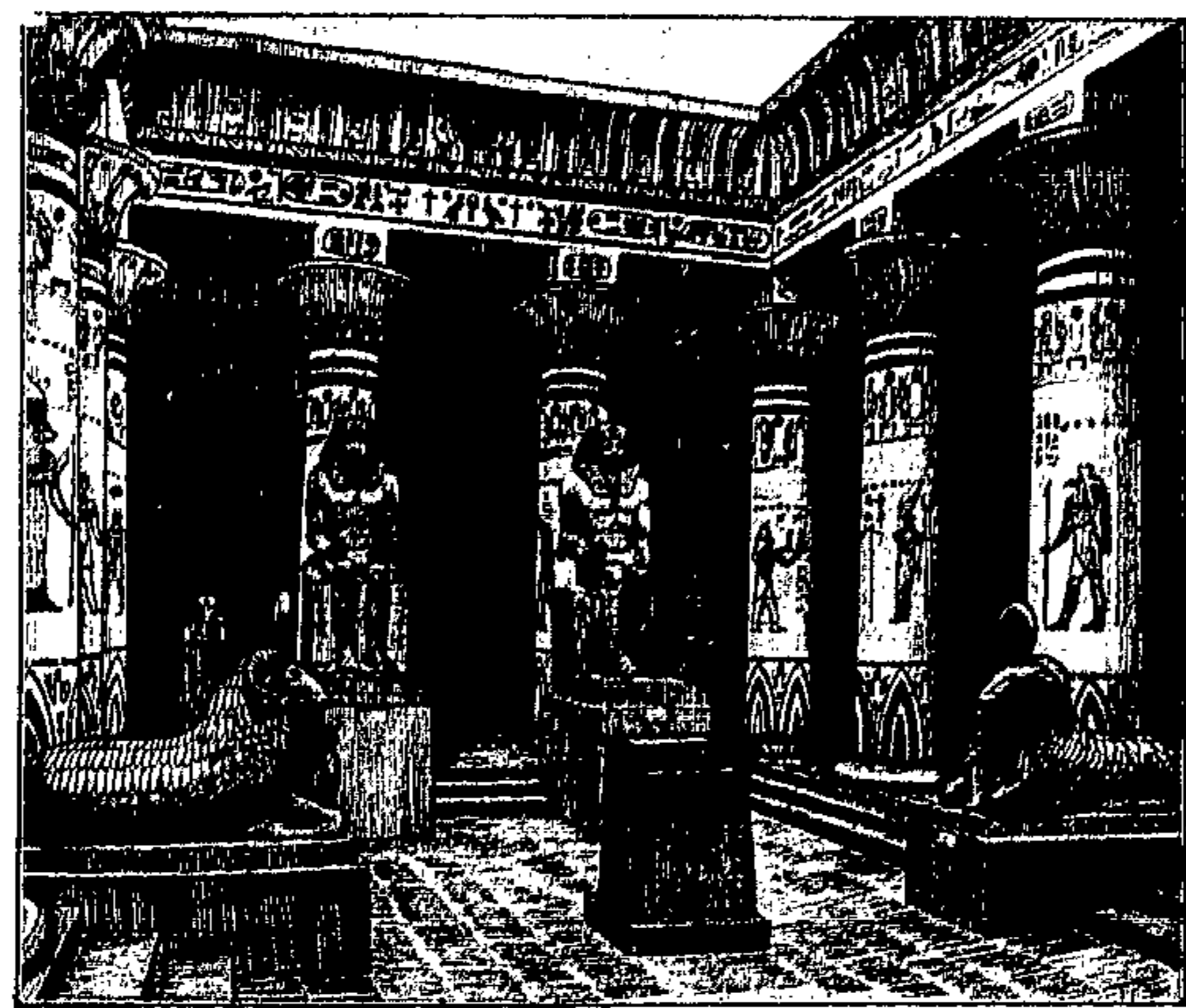
Indianische Felszeichnung (Südamerika).

Felszeichnungen von Buschmännern (Südafrika).

Knochenstulperlein des Eiszeitmenschen.

... nun bei den Menschen zur Entstehung des Körperschmuckes. Man will bei dem Spiel Aufmerksamkeit erregen. Darum behängt man sich mit seltenen Dingen: Muscheln, den Zähnen ge-

Umgebung, die der primitive Mensch nachbildet. Es ist hauptsächlich ein mechanisches Spiel der Hände; man empfindet nur Freude, solange man daran arbeitet, oder richtiger: spielt. Die Felszeichner der Vergangenheit und Gegenwart sind meist Jägervölker, die gelegentlich über freie Zeit verfügen, in der sie nichts weiter anfangen können, als ihren Vorrat aufzehren. In diesen Zeiten des Ueberflusses bildet man die Tiere seiner Jagd möglichst naturgetreu nach oder, was den primitiven Menschen noch mehr reizt: das Weib. Erst auf einer höheren Stufe der menschlichen Wirtschaft, als Viehzucht und Ackerbau auftritt, nimmt jene Bildniskunst — die bisher eigentlich nur ein Spiel der Hände war — einen Aufschwung: sie wird Schmuck. Man beginnt für das Auge zu schaffen, man will Dinge, die einem wertvoll sind, noch verzieren. Der Naturformenstil verfällt, ein ornamentaler Stil breitet sich aus. Sehr oft sollen diese an Werkzeugen u. dgl. angebrachten Verzierungen den Eindruck besonderer Festigkeit hervorrufen bzw. alte, längst nicht mehr angewendete Befestigungs- oder Herstellungsmethoden vortäuschen. Diesen Zug können wir namentlich bei der Töpferei sehr gut beobachten.



Uchhof der ägyptischen Abteilung im Alten Museum zu Berlin.

schluß hieran sei auch auf die sogen. „Freiluft- bzw. Freilichtmuseen“ hingewiesen. Sie sind im wesentlichen auf Schweden, Norwegen und Dänemark beschränkt. Da sind: das von N. F. Osthaus begründete Arbeitsmuseum zu Sagen, ferner die Freilichtmuseen in Stockholm, Kristiania und Kopenhagen. Hier hat man es verstanden, durch Aufstellung ganzer der Vergangenheit angehörender Baulichkeiten (mit Inventar) und Vorführung der alten Trachten, Auf-führung von Spielen und Volks-tänzen die Aufmerksamkeit weiter Kreise zu fesseln.

Unsere Kunst- und Kunstgewerbemuseen stellen an ihre Besucher schon höhere Anforderungen. Nicht daß auch wir annehmen: sie müßten die unzähligen „Schulen“ und Stilarten kennen und voneinander unterscheiden; selbst dann würde uns noch nicht das Wesen der Kunst klar werden. Wir müssen die ausschlaggebenden Bedingungen für das Entstehen dieser Erscheinung sowie die Zusammenhänge zwischen ihr und dem gesamten übrigen Gesellschafts- und Wirtschaftskörper der Menschheit auffinden.

Die ersten Ansätze der Kunst müssen wir in dem Dunkel einer längst verschollenen Urzeit suchen. Im Laufe ungeheurer Zeiträume war es dem Menschen gelungen — vermittelt des immer besser ausgebauten sozialen Zusammenschlusses, durch die Erfindung bzw. Fortentwicklung des Werkzeuges, nicht selten aber auch durch ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener ihm günstiger Umstände —, seine Lebenshaltung soweit zu sichern, daß er dann und wann auch einmal etwas freie Zeit erhielt. In diesen Mußestunden regte sich nun der Spieltrieb, dem wir übrigens schon im

waltiger Tiere usw. Bei der Durchbohrung dieses Schmuckes, den man auf Schnüre aufreicht, wird die schon vorhandene technische Handfertigkeit in neue Bahnen gelenkt. Durch gele-

Das anfangs die Kunst nicht um ihrer selbst willen ausgeübt wurde, ist nicht verwunderlich. War doch das Menschengeschlecht noch nicht über die erste rohe Befriedigung der einfachsten Existenznotwendigkeiten hinaus. Der primitive Mensch hat alles andere, als eine „Sehnsucht nach Schönheit“, d. i. nach Kunst; vorerst mußte er noch viel wichtigere Triebe befriedigen. Schon sehr früh ist daher die Kunst in Zeiten eines relativen Ueberflusses aus seinen sozialen Funktionen, aus dem Geschlechtstrieb, aus wirtschaftlicher Tätigkeit ent-



Urne aus der Alder-mare (Prenglau); Ein-risungen im typischen Nordstichstil.

Gefäß in Eiförm mit aufgesetztem Saß.

Songgefäß (spir-rallig gewickelt, wie Flecht-techn.).



Griechischer Krug.



Alte attische Gesichtsvase.



Ornamentierte Urne (Nordisch).



Bauchiger Krug mit Buckeln, die die menschliche Brust nach-ahmen.

Tierreich (besonders bei den Säugetieren) be-gegen, wo er von den Jungen (denn nur diese haben freie Zeit, weil sie noch von den Eltern er-nährt werden) geübt wird. Dieser Spieltrieb führt

standen. Aber immer ist bei den primitiven Men-schen jenes Kunstschaffen — wenn es gar nicht nur ein bloßes Spiel der Hände ist — irgend-einem außerästhetischen Zwecke unter-

geordnet; wir haben es hier mit „angewandter Kunst“, mit „Werkkunst“ zu tun. Erst als eine planmäßige wirtschaftliche Tätigkeit der gesamten menschlichen Kultur eine festere Basis gab, entwickelt sich in der Kunst eine höhere Form. Aus der angewandten Kunst entsteht die „freie“, die höhere Kunst. Bei Gegenständen der angewandten Kunst steht der *Nutzen* zu oberst; dagegen werden Produkte der „freien Kunst“ der angenehmen Form, des künstlerischen Genusses halber hergestellt und begehrt.

Bei Völkern mit einer relativ primitiven Wirtschaft, in der beispielsweise das Steinwerkzeug das Produktionsmittel darstellt, verhindert die enge Abhängigkeit aller Wirtschaftsgenossen von der kaum genügenden notwendigen Nahrungsbeschaffung, jede größere materielle und intellektuelle Differenzierung innerhalb dieser Gesellschaft; das primitive

Kunst- und Kulturideal gilt daher für alle Mitglieder dieser Gemeinschaft. Auf bestimmten Wirtschaftsstufen ist die Voraussetzung gegeben, mehr von den das Leben erst angenehm machenden Gütern zu erzeugen, als etwa zu seiner bloß notwendigen Fristung notwendig wäre. Da nun die Kunst ihrem innersten Wesen nach eine soziale Erscheinung ist und sie uns einen ästhetischen Genuß ermöglicht, ohne daß wir von ihr materiell Besitz ergreifen und sie etwa zu unserem Privateigentum machen, so ist es das vornehmste Gebot, daß sie in öffentlichen Gebäuden ihre eigentliche Heimstätte findet.

Unsere kunstgewerblichen Sammlungen schließlich beherbergen Objekte, bei denen der *Nutzen* dem Schönheitsbedürfnis über- oder gleichgeordnet ist. Hierher gehört die gesamte Werkkunst, die Baukunst mit einbegriffen. Man hat jene Sammlungen nach stilgeschichtlichen und technologischen Grundfäden

aufgestellt. Um die Wirksamkeit der Kunst- und Kunstgewerbenuseen zu erhöhen, schlug J. Brinkmann-Hamburg vor, die derselben Zeit- und Stilperiode angehörenden Gegenstände in demselben Raume aufzustellen. Teilweise ist dieses Prinzip u. a. auch in Berlin im Kaiser-Friedrich- und noch besser im Märkischen Museum durchgeführt. Man sah ein, daß es nicht nur auf kunsthistorisches Wissen, sondern darauf ankommt, daß der Beschauer auch das *Schöne* eines künstlerischen Gegenstandes empfängt.

Trotz aller Unvollkommenheiten aber, die heute noch unseren Museen anhaften, kann ihr Besuch nicht genug empfohlen werden; neben dem Lesen guter Bücher sind es gerade diese Anstalten, die uns ein Mittel geben, die Schäden und Unvollkommenheiten einer unzulänglichen Schulbildung, wenigstens teilweise, auszugleichen und wieder gutzumachen.

Mutter und Sohn.

Erzählung von Kitty Guttman.

(Schluß.)

Das listerne Lügen der Männer machte der Regine ein eigenes Vergnügen. Sie kannte nichts Dümmeres als diese Gier. Förmlich das Wasser im Maul lief ihnen zusammen!

Regine hatte braune, rotflimmernde Augen in einem mageren, feinen Gesicht. Diese Augen waren erbarmungslos spöttisch. Wenn sie den Kopf mit dem rötlichen krausen Haar auf die Seite neigte, dann durfte ihr keiner in das Gesicht sehen, der soeben an ihrem Körper sich voll Gier geschaut hatte; vor ihrem Blick klappte jeder zusammen. Sie war merkwürdigerweise allen überlegen — allen, die sie zu brauchen glaubten. —

Mitten im Gäßchen blieb sie stehen und sah den Ambros von unten herauf an.

„No, hast Du Dei' Old' beschubst?“

„Dei Old!“ Ambros lachte erstaunt. Seine Mutter konnte man auch „die Old“ nennen!

„Sie wollt' mir das Mädche net verkaufe — Zeig' emoll!“

Es war ein knappes Spitzenhängchen mit blauer blasser Seide gefüttert.

„Gäng' emol um!“ gebot sie und Ambros ging mit ungeschickten Fingern daran.

„No?“ Sie drehte sich vor ihm hin und her und weidete sich an seiner flammenden Verlegenheit.

„Was soll's dann koste?“

„Ach — ich weiß net — des sind meiner Mutter ihr Sache — ich denk', Du könntst es so behalte, Regine —“

Da lachte sie hell auf und stampfte mit dem Fuße.

„Guck emol an! Er ganft es und mir schenkt er's!“

Ambros hielt den Kopf gesenkt und war blutrot vor Scham.

„Nu lachst Du mich aus,“ sagte er bekommen.

Da wurde sie plötzlich ernst.

„Ach wol!“ sagte sie und legte ihm die Hand auf die Schulter, „ich freu' mich nur, daß Du Courag' kriegst. Ich dacht' immer, Du könntst nur Deiner Mutter am Schürzenbennel hängel. Also wenn Du mir's schenkst, dann dank ich auch schön fürs Mantillche!“

Sie hielt ihm treuherzig die Hand hin, in die er links ein schlug, dann schlenderte sie wieder durch das Gäßchen davon.

Bei Sepperts änderte sich nun etwas, ganz unermutet und unerklärlich für die Alte.

Der Sohn hochte nicht mehr herum; er hatte wer weiß was zu tun. Heiner Seppert blänkerte ihn oft durch die Brillengläser an und fauchte lachend durch die Zahnlücken. Einmal fragte er böshaft, wo das „Spitzenmantillche“ von der

Frau Major hingekommen sei. Das nahm Frau Seppert aber für einen Eingriff in ihr Ressort und Heiner ließ das Thema fallen. Den Sohn aber nahm er jetzt öfter zum Einkauf mit. Sie vertrugen sich jetzt viel besser. Nur die Alte lauerte, mißtrauisch und eifersüchtig.

Zu Ambros aber vollzog sich ein Prozeß, ähnlich dem, den ein Baum im Frühjahr durchmacht. Etwas Blindes und Mächtiges drängt ihm von den Wurzeln auf; fröbelt und siedet und steigt, in ihm empor — etwas Laues und Kosendes umstreicht ihn, weckt und ruft und öffnet alle Poren. Und er reckt sich der Baum und harret.

Ambros schlich jeden Abend in das Gäßchen. Regine war gutmütig genug, ihre Strümpfe und „Chemischen“ am Lattenzaun unten zu trocknen, statt wie sonst an ihrem Fenster; so hatte sie auch abends im Gäßchen zu tun. Dann plauderte sie mit ihm. Anfangs war er sehr wortkarg; später sprach er mehr. Sie lauschte ihm dann verwundert. Er sprach wie ein Dub und war doch mindestens zweiunddreißig.

„Wie alt bist Du eigentlich, Ambros?“ fragte sie ihn einmal.

„Ich — ich bin in den Dreißig!“

„Und hochst immer noch Deiner Olden unter den Flütgen? Du wirst im Lebe nig recht's!“

Da quoll es in ihm auf gar sehnsüchtig und voll Furcht. Sie saß auf dem Gemäuerchen und er auf einem niedrigen Melkschemel zu ihren Füßen. Die wilden Neben fielen um ihre Schultern wie ein dunkler Mantel, und sie wandte ihr blaßes, stolzes Gesicht nach den still flammenden Sternen. Er sah sie an und der dunkle Strom in ihm wollte empor.

„Net, wahr — ich bin ein Lappes, Regine. Ich sitz un mach Ringelcher — un freß meiner Mutter aus der Hand.“

Aber in letzter Zeit — da mein' ich als, ich könnt' doch noch en Kerl wern!

Wenn ich nur rauskam. Es liegt mir hier auf'm Kopf wie Bentner. Manchmal denk' ich, ich muß grad steh' und mich anstemme — dann brech ich die ganz' Barack' ausenanner. Dann hätt' ich Lust. Ich möcht' über die ganz' Gass' weggucke — möcht' über alles trete und nur den Himmel seh' un Feld und Wecker — da drauß könnt' ich wache un Aem hohel!

Weißt Du, was ich manchmal denk? Es is in mir was mit Gewalt zerbrochen und zusammengeknürt worden. Ich könnt' stenne darum und weiß doch net, was eigentlich in mir verkrüppelt is.

Wenn mir einer hilfe! Ich glaub', jetzt könnt' ich noch stark wern un — rein! Glaubst Du, Regine, — ich kann kein' Ton singe, aber in

letzter Zeit, da sprengt mir's fast die Kehrl', mir tut die Brust weh, so preßt mich's ausenanner — dann heul' ich wie ein Schloßhund.

Ach Regine — helf' mir! Du bist so, daß Du mich rausziehe könntst!“

Er faßte ihre Hand und fühlte durch die kühle Haut die heißen, pochenden, rastlosen Ströme in ihr. Er sah ihren schimmernden Hals und das rätselhafte Gesicht. Und das Kleine und Freie — das war sie. Da kamen ihm auch dafür die Worte. Ungeschlacht und stoßweise. Kindliche, inbrünstige Anbetung, flehende Hilflosigkeit und das begehrende Betteln des erwachenden Mannes.

Regine lauschte. Ganz tief in ihr war etwas begraben, das sie vor Jahren überall auf ihren Händen den Menschen entgegengebracht hatte. Allmählich war dies staubig und besudelt worden und sie hatte es begraben und mit den Füßen darauf gestampft. Nun schien ihr, als bringe der Tölpel da auch so eine blutende, zuckende Sehnsucht auf seinen Händen — und regte es sich nicht in ihr — o nein! Es war nichts Neues, was der von ihr wollte! Gewiß würde sie ihn erhören — warum denn nicht! —

Eines Abends im Frühherbst aß die Familie Seppert ihr erstes Abendbrot. Heiner Seppert hörte plötzlich, genau wie sein Sohn, ein leises taktmäßiges Trommeln auf dem Treppengeländer draußen, und weil ihn der Spottkessel plagte, sprang er auf und schlich die finstere Treppe empor. Natürlich war's Regine! Sie hatte nichts an als einen kurzen Unterrock und ein weit offenes Hemd, und all ihr leuchtendes Fleisch lockte durchs Dunkel.

Sie rief leise: „Ambros, bist Du's?“ Denn sie konnte nicht erkennen, wer die Treppe heraufkam und hatte schon einen kleinen Zweifel. Als nun der Alte mit seinen kalten weissen Fingern in all die Herrlichkeit zu tasten suchte, schrie sie auf und lief wie der Wind.

Der Alte aber kam polternd und prustend vor Lachen die Treppe herab und plagte mit glänzendem Gesicht ins Lachen.

„Ambros, schnell, schnell, die Regine wart' — da owe steht se und hat nig auf'm Leib. Die erkält' sich, wenn De se net warm hältst!“

Ambros stand mit hängenden Armen am Tisch, ganz der Jammermensch von früher, schuld- bewusst den Blick der Mutter meidend.

Vor Frau Seppert war der Himmel eingestürzt. Sie starrte nur mit runden Augen ihren Sohn an. Ihre Kreatur, die keinen Gedanken dachte, von dem sie nicht zu wissen glaubte. Wie konnte er ihr das tun!

Wenigstens wußte sie nun endlich, was da vorging; die Bitternisse der letzten Wochen wollte

sie ihm schon eintränken. Wie er sie verraten hatte! Schändlich hintergangen fühlte sie sich und aufs äußerste beleidigt. —

Nun erwachte ihre wilde unheilvolle Energie wieder in ihr. Dem Sohn ließ sie keine ruhige Stunde und die Megäre konnte nicht die Treppe passieren, ohne von gellendem Gelächter begleitet zu werden, ohne von Frau Seppert vor die Füße gespiert zu bekommen. Das versperrte Gesicht der alten Megäre erschien immer, wenn Megäre im Dunkeln in einen Eimer Unrat trat oder über einen quer gelegten Besen fiel.

Aber Frau Seppert hatte sich doch in Megäre verrechnet. Ihre wilden schäumenden Anklagereden beantwortete die Megäre höchstens mit einem messerscharfen spöttischen Wort, das die hochhenden Nachbarinnen stets als lachende Dritte ihr zuflühten. Frau Sepperts Ansehen litt schwer; besonders als sie sich eines Abends mit dem Besen auf die Lauer gestellt hatte, um Megäre eigenhändig zu verprügeln. Da packte das starke Mädchen sie mit samt ihrem Besen, stellte sie in der Mauritiusgasse auf und erklärte allen gleichmütig, warum Frau Seppert in diesem Anzug sei.

Von da ab war der böse Mut der alten Frau gebrochen. Sie ließ nun auch Ambros in Ruhe, der ohnehin sich nicht mehr um sie bekümmerte. Er ging seine eigenen Wege. Sie sah ihm zu und langsam keimte eine Angst in ihr, die sie selbst nicht verstand. Was hatte sie eigentlich mit dem Jungen zu schaffen gehabt? — Wie er so ganz klein gewesen, da hatte sie zuerst die wilde Empörung gefühlt gegen ihren Mann, der ihr nie gab, was sie wünschte. Damals hatte sie sich mit Hunger auf das Kind gestürzt, auf diese runden, rosigen Glieder, diese anschmiegende, zärtliche Wärme. Später war dies erloschen, als der Junge anfing, jener zügellose Wildling zu werden. Dann aber hatte sie ihn plötzlich wieder. Einmal hatte sie ihn aus dem Bett geholt als er im Schlaf schrie vor Angst, weil er im Voraus die Hiebe fühlte, die er wegen des Messerstiches an dem Kameraden in der Schule erhalten würde. Sie hatte ihn zum Geständnis gebracht und seitdem war er ihr verfallen. Warum hatte sie ihn seither nicht von sich gelassen? Eine Ahnung grauenhafter Schuld wuchs in ihr. —

Ambros war erloschen. Alles, was einmal für so kurze Zeit hatte bei ihm in Saft schießen wollen, war verdorrt. Seine Augen waren halb geöffnet, der Kopf steckte zwischen den Schultern und seine Glieder schlotteten energieloser wie je. Megäre sah er gar nicht mehr an, als hätte sie nie für ihn existiert. Das Joch der Mutter hatte sich wieder über ihn gelegt. Manches hatte sich allerdings geändert; das Zusammenstecken und Zusammenzuscheln hatte aufgehört; jetzt lebte Ambros sein eigenes Leben.

Er fing an unntätig zu fressen und blieb stundenlang im Halbschlaf.

Sein Kämmerchen verschloß er. Dort saß er oft und brütete. Besonders wenn abends die Laternen angezündet wurden und das streichende Leben auf der Gasse begann. Gelegentlich gelte ein freches Lachen zu ihm hinauf oder er hörte die schwülen Geräusche aus den verdampften Winkeln. Dann kamen brennende, schamlose, verzerrte Bilder durch sein Gehirn. Mit blutunterlaufenen Augen, die massigen Glieder reckend, mußte er knirschend etwas zerbrechen, bis ihm das Blut über die Hände rann. Er stampfte in seiner Kammer hin und her, zischte gemeine Worte und bleckte die Zähne wie ein böses Tier. Von Woche zu Woche verblödete er mehr und seine wutigen Anfälle steigerten sich. Es trieb ihn manchmal hinaus; er suchte irgend etwas. Seine Mutter folgte ihm, soweit das möglich war. Eine namenlose Schwere drückte sie. Der Sohn kam ihr oft vor wie ein Ungeheuer; das Grauenhafte aber an ihm stand in Beziehung zu ihr.

Der Dezember brachte Schnee und Frost. Im Höfchen hinten sah es aus wie im Märchenwald. Die überzuckerten Bäume blinkten in der Sonne. Jeder Strohalm an der unwidderlichen Pumpe war ein glänzendes Glasröhrchen. Die ganze Pumpe stand wie ein verummelter Kerl mit drohend erhobener Faust. Die Lauben waren sauber mit fein durchbrochenen Decken gedeckt. Das sah fast aus wie die Stube der beiden Fräulein Wilm.

Nur auf der Düngergrenze hielt sich kein Schnee; gebräunt von der Sauche, schmolz er. Ueber den Rücken der Planken stand ein feines Dämpflein.

Am einem Sonntagnachmittag erschien Ambros am Schlund des schwarzen Gäßleins. Er duckte sich und sprang eilig auf den Zehen dem Stall zu. Er öffnete die strohverwahrte Tür, aus der eine Wolke von Dampf und Dunst drang.

Aber da machte er plötzlich eine Miene wie ein Raubtier, das den Sprung verfehlt hat. Schen seitwärts tastend suchte er die Türe; es war da etwas, das ihn vor den Kopf geschlagen, an das er nicht gedacht hatte. Der Schweizer saß im Stall. Gemütlich die nackten, stacheligen Beine in einen Holzseimer mit Seifenwasser gesteckt, rauchte er eine lange Virginia. Er dachte dabei wohl an seine stramme Frau, die in den schwarzen Haaren einen silbernen Halbmond trug und ihren Mann unter dem Arm totzappeln lassen konnte, wenn sie hätte wollen. Heute sollte sie aus der Heimat ankommen und der Schweizer war ganz gewillt, das jemand mitzuteilen. Er fing ein vergnügtes Gespräch an, das Ambros zu keinem Viertel verstand, dies welche „ungarische“ Gefäu!

Ambros stand lang und düster mit hängendem Kopf an der Türe; in ihm ging etwas Sonderbares vor. Als wäre er nackt auf den Markt gelaufen und hätte sich nur noch mit knapper Not verkrochen, bevor ihn jemand gesehen. Was ihn hinausgetrieben, das war ihm nicht mehr gegenwärtig, das bestand in seiner zwingenden Nothwendigkeit nicht mehr. Ein scheuer Blick streifte die Kühe. Ja, sie standen da — eine breite, heiße, viehische Masse mit prallen Eutern und dampfenden Bäuchen. Wieder wirbelte es in ihm auf und blähte ihm die Nasenflügel; so wie es ihn vorhin unsinnig gemacht hatte — die lechzende Gier nach Blut und heißem, zuckendem Fleisch. Aber der Schweizer saß da, eine lächelnde, behagliche Vorkehrung, die sich an einer Virginia erbaut. Ambros fand sich wieder und ward allmählich schläfrig.

Er drückte sich hinaus und setzte sich auf das Bänkchen. Da nahm er unter seinem Rock ein breites, plumpeßes Beil hervor und legte es nahe neben sich. So saß er gekrümmt und dachte nichts. Wie aus der Erde gewachsen stand plötzlich seine Mutter vor ihm. Mechanisch sah er sie an: eine abgerissene gelbgesichtige Megäre, wirrhaarig, mit befeffenen Augen, auf einen Stod gestützt.

Frau Seppert hatte sofort ihr Beil gewahrt. Das brauchte sie ja seit Jahren Tag für Tag. Der blankgeriebene Stiel, die abgeschliffene Schneide —. Einen schwachen Versuch machte sie innerlich, nicht daran zu rühren, was Ambros wohl mit dem Beil gewollt habe. O, sie hatte dies blitzschnell begriffen. Dann schoß es in ihr auf, wie furchtbar das war, was Ambros hatte tun wollen. Nein, darüber mußte sie sprechen! Mühte versuchen, in einer Flut von Worten und Tränen das grauenhaft Unsagbare zu ersücken. Sie redete sich so gut hinein, daß sie schließlich sogar mit Vorwürfen kam, mit der erbitterten Frage, wie er dazu komme — wer ihn zu einem solchen — gemacht?

Ambros war in seinem Leben nie einer Situation so gewachsen wie dieser. Ein momentaneres grelles Licht blühte ihm auf über sich und seine Mutter. Ein grausames, zentner-

schweres Wort fiel ihm ein, das er mit beiden Händen hochheben und wie eine Keule niederschmettern lassen konnte. Und als sie die Frage wagte, da sah er sie bis in die letzten Gründe unerbittlich klar an und ließ das Wort niederfallen: „Du bist schuld!“ —

Weiß bis in die Lippen, den Stod steif vor sich herhaltend, tappte die Frau zurück. In einer würdevollen Haltung ging sie ihres Weges. Im Haus angelangt, wußte sie, was zu tun war.

Ja, ja, es ist wahr! Ein dunkles Bewußtsein davon hatte sie schon eine ganze Weile gehabt, aber nun stand es zum Greifen vor ihr, da es einen Menschen gab, der ihr das ins Gesicht sagen konnte. Es war nicht zu ertragen, daß noch ein Mensch das wußte. Nun war nur noch eines zu tun.

Mit dem wachsblassen Gesicht und den abwesenden Augen ging sie in die Schlafkammer und machte sich ordentlich und sauber zurecht. Die Haarfrisur, wie sie sich gehörte, reine Wäsche und die guten Zeugstiefelchen. Das seidene Brautkleid krante sie hervor und schnitt es im Rücken auf, weil es zu eng war. Sie lat es behutsam auf den Arm und zog es erst auf dem Boden an.

Dort nahm sie dann die Wäscheleine und erhängte sich.

Fabriktag.

Viel tausend Hände Tag für Tag
beginnen mit dem Glockenschlag
zum Tagwerk sich zu rühren.
In jedem Tag den gleichen Satz:
Ein Dun, das an die Gurgel packt —
Nur hungern nicht und frieren!

Die Zeiger, schleichen trüg dahin,
die Kraft erschlaßt, die Blicke fliehn,
noch eh der Tag zu Ende.
Der eine blickt den andern an:
das ist ein Gruß beim Arbeitsmann,
die lichte Hoffnungspründe.

Die Räder sausen im grauen Raum,
Millionen schauen so im Traum
stumm längs den kahlen Wänden.
Noch einmal reckt die zähe Kraft
den Rücken straff. Emporgerafft
die männerstolzen Lenden!

Nur eine halbe Stunde noch,
wie geht die Uhr so träge doch,
eh diese Qual zu Ende.
Der Riemen, der das Schwungrad fliegt,
stinkt oft, als sei er arbeitsmüde
am Ende.

Ein halbes Stündlein noch, o Qual,
bald läutet das Fabriksignal
zehntausend müden Ohren.
Zehntausend Füße dumpf im Chor
durchschritten früh das düstre Tor,
zur Qual geboren.

Viel Tausend hingen, kaum gekannt,
ihr Zeichen an die Nummerwand,
und grollten: wärs zu Ende —
Die Glocke tönt, der Dampf stöhnt aus,
der Letzte schleicht zum Tor hinaus
durchs Vorfabrikgelände.

Doch einige Nummern bleiben leer —
sind's nicht zehntausend Hände mehr —?
Nicht mehr flinktaufend Herzen —?
Grau gähnt im Nebel die Fabrik,
die Frage tönet leer zurück
im Flackerchein der Kerzen.

So geht es Tag für Tag, ein Lied,
das immer größere Kreise zieht
und mehr erfasst der Hände.
Viel Nummern leer am Feierschlag —
viel tausend Hände Tag für Tag —
viel tausend-tausend Hände. . .

Gullus Zerfab.

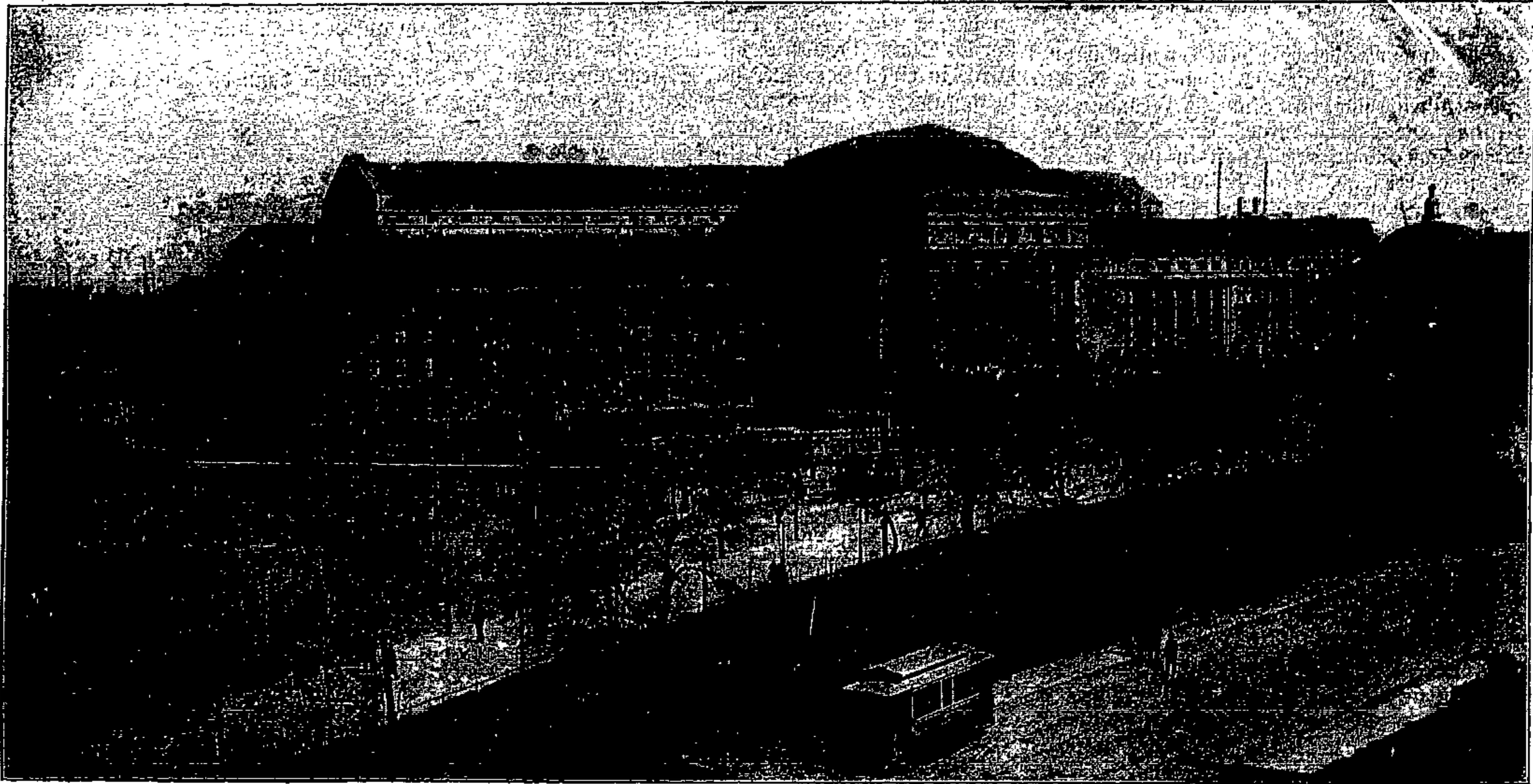
Der Schwammspinner. Unter den Schmetterlingen muß vor allem der Schwammspinner als außerordentlich obfschädlich hervorgehoben werden. Dieser Falter ist in beiden Geschlechtern an Größe und Aussehen derart voneinander verschieden, daß der Unkundige Männchen und Weibchen nicht für zusammengehörig halten wird. Das schlauke, dunkelbraune Männchen ist beinahe um die Hälfte kleiner als das Weibchen. Seine schwarzbraunen Flügel tragen zwei Reihen langer Kammspitzen. Kopf, Mittelteil und Vorderflügel, die von breiten, dunkleren Bändern durchzogen sind, sind graubraun. Der Hinterleib ist hellgrau, mit einer Reihe schwarzer Flecken besetzt und am Ende zottig behaart. Die Hinterflügel sind bräunlichgelb, vor dem Saume dunkler, die Franzen aller vier Flügel schwarz und gelbbraun gefärbt. Während der Flugzeit, die in den Juli und August fällt, fliegt der Falter bei einbrechender Dunkelheit lebhaft an den Bäumen umher auf der Suche nach dem plumpen, biden und hellgefärbten Weibchen, das seinen häßlich biden, gerundeten Hinterleib, der mit einer graubraunen Wolle (Afterwolle) besetzt ist, dachartig mit den schmutzig-weißen Flügeln bedeckt und den ganzen Tag über träge an einer Stelle des Baumes sitzt. Seine Flügel sind schwarz und

bläuen der Obstbäume zu weiden. Die Gefährlichkeit der Raupen ist unheimlich, dabel sind sie richtige Allesfresser.

In den Gärten gehen sie an jeden Obstbaum, auch an Rosen und, wenn ihnen gerade eine besonders schöne Topfpflanze in den Weg kommt, so wird auch ihr ein Besuch abgestattet. Haben die Raupen einen Baum lahlgefressen, so wandern sie aus. Im Walde bevorzugen sie von den Laubbäumen die Eichen und die Hainbuchen. Wo sie massenhaft auftreten, hört und riecht man während des Fressens ihren Kot wie einen feinen Regen herunterrieseln. Zum Glück treten die Raupen nur sporadisch auf, auch wird der Verbreitung des Spinners durch seine natürlichen Feinde sowie durch zielbewußte Bekämpfung immer noch Einhalt getan. Sind die Raupen halbwüchsig, so sammeln sie sich gruppenweise in kleinen und größeren Gesellschaften in den Gabeln oder auf der unteren Seite der Äste, um sich vor Mäße zu schützen, denn gegen Wasser sind sie sehr empfindlich und bei langandauerndem Regen oder bei wiederholtem Abspritzen der Bäume mit Wasser gehen sie zugrunde.

Anfang Juli hat die 16 flüchtige Raupe ihre volle und oft ganz beträchtliche Größe (60—70 mm) erreicht.

brennt, so ist die aufgewendete Mühe und Zeit vergebens. Befinden sich die Eierschwämme hoch oben in der Krone des Baumes, so durchtränkt man sie mit Petroleum, das in wenigen Tropfen auf die Schwämme gebracht wird und sich in ihnen leicht und vorzüglich verteilt. Man hat dazu eigens einen kleinen Petroleumapparat konstruiert, der in seiner Handhabung ebenso praktisch wie einfach ist. Dieses Verfahren mit Petroleum ist entschieden dem mit Karbolnöl oder Raupenöl vorzuziehen, da es wirkungsvoller, einfacher und dabel billiger ist. Neuerdings legt man dem Petroleum etwas Alkanin zu, einen Farbstoff, der leicht in Petroleum löslich ist und durch den die Schwämme dunkel gefärbt werden, so daß sich die getränkten von den noch nicht behandelten leicht unterscheiden lassen. Sind Eier der Vernichtung entgangen, so sind im Frühjahr die jungen Nümpchen aufzusuchen und zu zerdrücken, die besonders nach Regenwetter zahlreich unter den Ästen beisammen sitzen. Man bedient sich dabel entweder einer Drahtbürste oder eines alten Lappens. Die leicht erkennbaren und an den Bäumen festhängenden Weibchen sind im August bei ihrem ersten Auftreten zu töten. Auch das schon wiederholt empfohlene Abtragen der Rinde und Rasten



Der neue Hauptbahnhof in Leipzig wurde Anfang Mai eröffnet; er ist der größte Bahnhof Europas.

Phot. A. S. L. Leipzig.

ohne Stämme, die Franzen der vier Flügel schwarz gefleckt und die Flügel mit nur wenigen dunklen, schmalen Bändern durchzogen. Nur selten hebt das Weibchen bei anbrechender Dunkelheit seine Flügel, um den Baum zu umflattern und das Männchen zur Paarung herbeizulocken; meistens bleibt es auf seinem Platz sitzen und läßt sich von dem Männchen aufsuchen. Das Weibchen würde sich ja bei solchem Liebespiel auch viel zu großer Gefahr aussetzen, da die flinken Fledermäuse mit Vorliebe auf dasselbe Jagd machen. Etwa acht Tage nach der Paarung, die während der Nacht erfolgt, sucht das Weibchen die Ritzen der Rinde, Unterseiten der Äste und andere geschützte Stellen am Baume auf und legt 300 bis 500 runde, glänzend-bräunliche und klebrige Eier in Reihen dicht nebeneinander und überzieht sie zum Schutze mit einem schwammartigen, aus den gelblich-braunen Haaren der Afterpolster gebildeten Filz. Bei der Eiablage sieht man das Weibchen vor dem einem Stück Feuerschwamm oder Zunder nicht unähnlichen Filze, dem „Eierschwamm“, sitzend, unter dessen schützender Hülle die Eier überwintern. Dieser eigentümlichen Art, mit der die Eier an den Bäumen abgelegt werden, verdankt der Spinner denn auch seinen deutschen Namen.

Im April schlüpfen kleine, schwarzbraune Nümpchen aus, die für kurze Zeit noch gesellig beisammenbleiben und sich auf dem Schwammlager, das man auch „Spiegel“ nennt, sonnen. Bald aber zerstreuen sie sich über den Baum, um auf Knospen, Blättern und

Sie zeichnet sich dann durch den dicken, gelblich-grauen Kopf aus, dessen auffällige Größe allerdings erst nach der letzten Häutung hervortritt. Blau und rote, borstig behaarte Warzen liegen in Reihen auf dem graubraunen Körper.

Gegen Mitte Juli suchen sich die Raupen zwischen geeigneten Unterschlupfen und verpuppen sich in einem braunen, aus Fäden bestehenden Gespinnst. Darin liegt dann die matt braun-schwarze Puppe, die mit Büscheln gelblicher Haare besetzt, vorn gerundet und hinten zugespitzt ist. Nach dreiwöchiger Puppenruhe erscheint der Falter. Die sicherste Bekämpfung ist das Aufsuchen und sorgfältige Vernichten der Eierschwämme, die leicht zu erkennen sind und von August bis April gefunden werden. Die Raupen, die sich halb über die Bäume verbreiten und weit hin zerstreuen, sowie die zwischen Blättern oder in Ritzen der Rinde versteckt wohnenden Puppen bereiten dagegen der Bekämpfung größere Schwierigkeiten. Man gewöhne sich nur beim Einsammeln der Eierschwämme nicht an die oberflächliche und falsche Methode, die Eierhäusen an Ort und Stelle zu zerdrücken, denn die Eier sind sehr hart und springen in den schwammigen Filzen eher weg, als daß sie sich zerdrücken lassen. Sie widerstehen sogar dem Druck auf festem Boden. Wird aber die Zerstörung der Eier nicht gründlich besorgt, indem man die Schwämme sorgfältig von den Stämmen abkratzt oder am besten mit einem Meißel abstößt, auf einem untergehaltenen Luche sammelt und ver-

der Stämme ist nicht zu unterlassen. Wo gar die Raupen, nachdem sie einen Baum lahlgefressen haben, wandern, werden Klebgürtel von Raupenleim etwa 1 m hoch vom Boden um die Stämme gelegt, um die Raupen am Hinaufkriechen zu hindern. Das vielerseits empfohlene Aufstreichen der Stämme mit dünnem Raupenleim, Steinkohlenteer oder Kreosot mit Karbolsäure gemischt, hat den Bäumen gewöhnlich geschadet.

Das Heufieber ist eine eigenartige Krankheit, von der manche Leute zur Zeit der Gräserblüte befallen werden. Merkwürdig ist, daß diese Krankheit bei Männern häufiger auftritt als bei Frauen. Beobachtet wird sie — man hat sie auch die Pollenkrankheit genannt — nur von Mitte Mai bis Mitte Juli. Die Erscheinungen des Heufiebers sind Narkose der Augen, übermäßige Absonderung der Nasenschleimhäute, Niesanfälle und Nigeln in Ohr und Hals.

In besonders schweren Fällen gesellt sich ein asthmatisches Beklemmen hinzu. Ihre Ursache ist in der mit Blütenstaub (Pollen) der Gräser und Getreidearten reich geschwängerten Luft zu suchen. Die Pollenkörner gelangen in die Atmungsorgane und wirken hier durch die Ausscheidung einer giftigen Flüssigkeit. Die Gefahr, am Heufieber zu erkranken, ist selbst inmitten der Großstadt vorhanden, da der Blütenstaub der Gräser äußerst leicht ist und in großen Mengen erzeugt wird. Der Wind trägt die Pollenkörner in großen Wolken oft meilenweit fort.